



Eine Frage der Perspektive

Die Arbeit von MAXIME Wedding –
Ein interkulturelles Präventionsprojekt aus Berlin

Inhaltsverzeichnis

- 04 Fortbildungen für MultiplikatorInnen – „Der Islam ist frauenfeindlich, oder nicht“?
Ein Gespräch mit Thomas Mücke
- 06 Einzeltraining
Mehmet kriegt die Kurve
- 08 Interreligiöse Workshops – Respekt und Offenheit muss man sich erarbeiten
Kreisjugendpfarrerin Silke Radosh-Hinder über interreligiöse Workshops
- 12 „Was fandest du besonders interessant an dem Workshop?“
Antworten der Schülerinnen und Schüler, Evaluation durch Feedbackbögen
- 15 Einzeltraining
Stefan nimmt sein Leben in die Hand
- 16 Nahost-Workshops – „Du bist der erste Israeli, dem ich die Hand gebe.“
Einblicke in einen Workshop mit Mohamed Ibrahim und Shemi Shabat
- 19 Interreligiöse Workshops – „Es gibt keinen Zwang in der Religion.“
Ein Praxisbericht von Bertram Reber
- 20 Interkulturelle Workshops – „Am Ende haben wir die alle lieb.“
Interview mit Andy und Nikoletta Schulz
- 23 Impressum/Kontakt



Fortbildungen für MultiplikatorInnen „Der Islam ist frauenfeindlich, oder nicht“?

Ein Gespräch mit Thomas Mücke

Die Fortbildungen für MultiplikatorInnen dauern in der Regel drei Tage. Bisher haben vor allem StadtteilmediatorInnen, StreetworkerInnen und SchulsozialarbeiterInnen teilgenommen, sowie MitarbeiterInnen der Polizei, der Jugendhilfe und der offenen Jugendarbeit. Wir möchten aber auch gerne neue Zielgruppen erreichen. Zum Beispiel die Kiezmütter, die Imame und andere aktive, ehrenamtliche Gemeindeglieder, die in den Moscheevereinen tätig sind, wo auch die Jugendlichen hingehen. Ziel ist

es, die unterschiedlichen Akteure über die gemeinsame Qualifizierung zu vernetzen. Gerade die letztgenannten werden bei Qualifizierungsmaßnahmen normalerweise eher weniger berücksichtigt. Wir möchten mit unserem Team neue Wege gehen und nicht unbedingt das machen, was andere schon vorher gemacht haben. Das drückt sich in den Zielgruppen aus, aber auch in den interkulturellen/interreligiösen DozentInnenteams, die sich aus Atheisten, Christen, Muslimen und Juden zusammensetzen.

Hauptinhalt der Fortbildungen ist die Vermittlung des Islam und das Erlernen des Umgangs mit schwierigen Argumentationsmustern durch Rollenspiele und konkrete Handlungsvorschläge. Zunächst fragen wir das eigene Bild vom Islam ab. Da kommt dann meistens „frauenfeindlich, nicht freiheitlich-demokratisch“ usw., oft wird auch geglaubt, was die Jugendlichen darüber erzählen. Dann differenzieren wir zwischen Islam, Traditionalismus und Extremismus. Meistens kommen die TeilnehmerInnen auch mit vielen eigenen Fragen: Was ist Sharia? Was bedeuten bestimmte religiöse Begriffe? Ist der Islam vereinbar mit Demokratie? Wir zeigen dann

die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur christlichen Religion auf und machen deutlich, dass die allermeisten Jugendlichen vor allem traditionalistisch eingestellt sind und ihre Ehrbegriffe und Normvorstellungen im Widerspruch zu religiösen Wurzeln stehen. Natürlich gehen wir auch auf die Instrumentalisierung von Religion ein, wie sie der Salafismus praktiziert oder manche Rapper, die ein bestimmtes Lebensgefühl der Jugendlichen aufgreifen und zur Triebfeder für Radikalisierung machen.

Am spannendsten ist das Thema Kommunikation und hier vor allem die Kommunikationsfallen. Eine der Hauptmotivationen für eine Teilnahme an der Fortbildung. Das sind dann Sackgassen im Gespräch mit Jugendlichen oder ein zu schnelles Eingehen einer Kampfbeziehung, das zu nichts führt. In Rollenspielen lernen die TeilnehmerInnen, menschenverachtende Einstellungsmuster zu erkennen und darüber ins Gespräch zu kommen. Unser Mitarbeiter Andy Abbas Schulz spielt dann sehr überzeugend einen muslimischen Jugendlichen. Die TeilnehmerInnen bekommen Grundwissen über den Islam, um „mitreden“ zu können und sich

für die Diskussion gestärkt zu fühlen. In der Regel haben sie nämlich zu wenige Kenntnisse über Islam und Traditionalismus. Ein Standardsatz von Jugendlichen ist zum Beispiel „Du hast ja als Deutscher keine Ahnung vom Islam.“ Da muss man dann sagen können, dass man Ahnung hat und gleichzeitig hinterfragen: „Hast du denn Ahnung?“ So kann man schon mal verunsichern.

Typisch sind auch solche Sätze wie „Mit Nicht-Moslems darf ich eigentlich nicht sprechen.“ „Eigentlich darf ich dir nicht die Hand geben.“ Durch Fachwissen und Begriffsklärungen können die TeilnehmerInnen später selbstbewusster und gelassener auf aggressive Jugendliche reagieren. Die Beschäftigung mit ihrer Lebenswelt verschafft ihnen erstmals wirklichen Zugang zu einer ansonsten hermetischen Welt.

Einmal gab es einen Fall, da sagte ein Jugendlicher zu mir: „Thomas, das wirst du als Deutscher nicht verstehen. Hier in Deutschland wende ich keine Gewalt an, weil das hier verboten ist, aber in einem islamischen Staat kann ich Gewalt anwenden.“ Auf die Frage „Was würde der Prophet Mohammed dazu sagen? Wäre er einverstanden? Weißt Du, was er vorschlagen würde?“ wusste der Jugendliche natürlich keine Antwort, weil die meisten muslimischen Jugendlichen nur ein sehr rudimentäres Wissen über den Islam haben und vieles einfach nachplappern. In so einem Mo-



Thomas Mücke

ment ist es hilfreich, die überlieferten Zitate und Geschichten des Propheten Mohammed über die Gewalt zu kennen (s. Kasten). So kann man in den Dialog kommen und anhand von Geschichten Orientierung geben.

Die TeilnehmerInnen in den Seminaren sind sehr offen. Sie haben zwar zu Beginn ein Islambild mit vielen Vorbehalten, aber durch neue Erkenntnisse und neues Wissen wird vieles relativiert. Sie stehen dem Islam am Ende aufgeschlossener gegenüber.

Anas berichtete, dass der Prophet (Allahs Frieden und Segen seien auf ihm) an einigen Leuten vorbeiging, die kämpften. Er fragte: „Was ist das?“ Sie antworteten: „So-und-So ist der Stärkste, er kann jeden besiegen.“ Der Prophet (Allahs Frieden und Segen seien auf ihm) erwiderte: „Soll ich euch nicht sagen, wer sogar stärker ist als dieser? Der Mann, der, wenn er von anderen schlecht behandelt wird, seinen Zorn beherrscht, hat seinen eigenen Teufel besiegt und den Teufel desjenigen, der ihn wütend gemacht hat.“

(Berichtet von al-Bazzar; Ibn Hijr sagte, sein Isnad ist sahih, al-Fath 10/519)

Einzeltraining

Mehmet kriegt die Kurve

In Vorgesprächen versucht das Team von MAXIME Wedding herauszufinden, ob ein Einzeltraining das Richtige für ein Mädchen bzw. einen Jungen ist und ob die Jugendlichen die nötige Motivation mitbringen. Das Team von MAXIME Wedding zeichnet sich durch einen hohen Grad an Vielfalt aus. Andy Abbas Schulz ist auch als Imam in seiner Gemeinde tätig, Chalid Durmosch ist Wirtschaftsingenieur, Nikoletta Schulz Kommunikationsfachfrau und ebenfalls Muslimin und Shemi Shabat ist Jude und Erziehungswissenschaftler und Soziologe.

Die Biographien der jungen Männer, die zu Andy, Nikoletta, Chalid und Shemi kommen, ähneln sich oft auf erschreckende Weise. Die Familien sind meist zerrüttet, so wie bei Mehmet. Darüber zu reden, fällt schwer. Die Familie gilt als etwas Besonderes, wenn sie nicht mehr funktioniert, erzeugt das Scham und Schuldgefühle. „Mein Vater hat meine Mutter oft geschlagen. Immer wieder. Ich fand das schlimm, das zu sehen. Ich habe zwei kleinere Geschwister. Die habe ich dann auf die Straße oder ins Zimmer geschickt, damit sie das nicht sehen müssen. Aber weißt Du, meine Mutter, die hat manchmal so geschrien, das hast Du überall im Haus gehört.“ Schließlich trennt sich die Mutter

von Mehments Vater, aber das bedeutet für Mehmet, dass er jetzt erst recht Verantwortung übernehmen muss. Für die Mutter, die Geschwister, die Familie. Das ist viel für einen elfjährigen Jungen.

Doch irgendwie schlägt sich seine Mutter durch. Sie eröffnet eine kleine Bäckerei mit Bistro. Zunächst läuft es gut, doch dann bekommt sie Krebs. Sie kann nicht mehr so viel arbeiten, die Umsätze gehen zurück. Mehmet wird immer schlechter in der Schule. Er ist auffällig und verprügelt oft Mitschüler. Schließlich kommen Mehmet und seine Geschwister in ein Heim. Mehmet, der Drogen bis dahin gehasst hat, fängt an zu kiffen. „Ey, alle im Heim kiffen, wenn Du da nicht mitmachst, bist du gleich draußen. Dann hast du keine Chance.“ Die Bedingungen im Heim sind mies. Schlechtes Essen, hin und wieder Prügel. Von Zeit zu Zeit besucht er seinen Vater. Der kifft mit ihm und gibt ihm Ratschläge, damit er beim Klauen nicht erwischt wird. Als Mehmet siebzehn ist, stirbt seine Mutter an ihrer Krankheit. Mehmet fühlt sich wieder verantwortlich. Für seine Geschwister, für den Tod seiner Mutter. „Ich denke manchmal, ich hätte mehr für sie da sein sollen. Nich so viel kiffen und klauen und prügeln und so.“ Seine kriminelle Gewaltkarriere geht aber da erst so richtig los, bis

er vor Gericht landet. Er bekommt eine Bewährungsstrafe und muss ein Training machen.

Bei den ersten Sitzungen mit Chalid und Andy Abbas ist Mehmet noch verkrampt. Er erzählt kaum von sich, seine inneren Konflikte lassen sich nur erahnen. Doch nach und nach öffnet er sich den beiden Trainern. Der islamische Hintergrund von Andy Abbas und Chalid ist dabei von entscheidender Bedeutung. Sie können Mehmet helfen, seine religiös-spirituellen Konflikte, seine Fragen zu Familienehre oder Schuld zu bearbeiten und so ein Stück Klarheit in seinen Kopf zu bekommen. Mehmet ist jetzt soweit, dass er sich gerne weitere Hilfe holen möchte und er bittet Chalid und Andy Abbas, ihn dabei zu unterstützen.





Interreligiöse Workshops – Respekt und Offenheit muss man sich erarbeiten

Kreisjugendpfarrerin Silke Radosh-Hinder über interreligiöse Workshops

„Wo kommst Du denn weg?“ So fragt man das, wenn man aus meiner Gegend kommt: Ein kleines Dorf nicht weit von Bielefeld entfernt, irgendwo in the middle of nowhere. In dieser Gegend hatte ich - wie so viele andere - nichts, aber auch wirklich gar nichts mit anderen Religionen zu tun. Nun ist es natürlich nicht so, dass es das nicht gegeben hätte, aber es spielte einfach überhaupt keine Rolle. Als wir ungefähr 1987 einen Besuch in einer Essener Moschee machten, galt das als so abwe-

gig, dass man noch nicht einmal Kommentare dazu bekam. Und darüber reden musste man im Anschluss schon mal gar nicht. Es hat ja eh niemand danach gefragt. Umgekehrt hätte ich allerdings auch nicht viel erzählen können, denn ich habe nichts von dem, was ich da erlebt habe, auch nur annähernd verstanden. Das muss doch auch irgendwie anders gehen, habe ich mir darum gedacht, als ich 2002 zum ersten Mal angefangen habe, in einem Projekt interreligiös zu arbeiten.

Von meiner Herkunft her bin ich christlich-evangelisch. Mit ungefähr 14 Jahren bin ich aus mir heute zwar erklärbar aber gleichzeitig vollkommen unverständlichen Gründen in die evangelikale Hardcore-Ecke gedriftet. Die Chancen, mich jemals in der interreligiösen Bildung wiederzufinden, standen also zwischenzeitlich denkbar schlecht. Die Tatsache, dass ich mit etwa 16 Jahren wieder angefangen habe zu denken, hat mich nicht nur aus dieser extremen Ecke gerettet, sondern mich

schließlich sogar der Theologie zugeführt. Ich wollte verstehen, was es damit auf sich hatte, wenn man sein Gehirn nicht ausschaltet. Und dieser Gedanke des Verstehenwollens hat mich seitdem nicht mehr losgelassen. Dass ich am Ende in der interreligiösen Bildung angekommen bin, hat neben vielen anderen biographischen Aspekten damit zu tun, dass ich in meiner beruflichen Praxis viel mit Jugendlichen gearbeitet habe und 2002 gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könnte, ein interreligiöses Projekt für Jugendliche aufzubauen. Und auch wenn der Beginn dieser Arbeit nun erst gut zehn Jahre zurück liegt, erzeugte der interreligiöse Ansatz beim Gegenüber damals einen nahezu garantierten Gähneffekt und wurde vorrangig von interessierten älteren Gesprächsgruppen betrieben. Das hat sich seitdem kolossal verändert: Interreligiöse Arbeit ist heute zum Standard und für die Jugendlichen schon längst zum Alltag geworden. Sie sind heute nicht selten in der Lage, ihre Unterschiedlichkeit mit einer solchen Sicherheit zu behandeln, dass es manchmal schwindelerregend immer aber beeindruckend ist. Zu Beginn der Arbeit hatte ich keine Ahnung, was genau auf mich und das Team zukommen würde. Mein erster Impuls „Na, da sucht man sich eben ein paar Leute aus den verschiedenen Religionen, die genauso denken wie ich und macht das zusammen“, brachte zunächst nicht nur wenig Erfolg, sondern war im Grundansatz voll-

kommen falsch. Und so begann eine aufregende „Trial-and-Error-Phase“. Was sich dann im Laufe der Jahre in dem Projekt* entwickelte, überstieg aber alle unsere Vorstellungen und Erwartungen. Drei entscheidende Erkenntnisse führten letztlich zum Erfolg.

Die Erfolgsfaktoren interreligiöser Arbeit

Der erste Grundsatz heißt „Lernen mit Kopf und Hand“. Nicht zuletzt aufgrund meiner eigenen ersten Erfahrung in der Essener Moschee langweilen mich persönlich Begegnungsarrangements, die nur darauf ausgerichtet sind, „mal miteinander ins Gespräch zu kommen.“ Wenn man keine Basis des gemeinsamen Gesprächs hat, keinen Anknüpfungspunkt, dann sitzt man am Ende dieser Begegnungen immer noch genau so schlau zusammen wie vorher. Unserem armen Gehirn muss offenbar mehr geboten werden, als der schlichte Austausch oder aber das unstrukturierte Kennenlernen. Der Gedanke, da muss man doch was machen können, erhielt so ganz konkrete Gestalt: erst wenn man etwas zusammen macht, wenn es einem gelingt, gemeinsam eine Lösung für eine Aufgabe zu finden oder ein Projekt zu realisieren, kann man lernen, sich aufeinander zu verlassen. Das wiederum eröffnet ganz andere Möglichkeiten der Kommunikation und des Interesses als das schlichte Gespräch. Konsequenter gehört darum auch die Reflektion

von Erfahrungen zu allen Workshop-Konzepten.

Die zweite Erkenntnis war, wenn man interreligiös nach außen gehen will, tut man das am besten auch nach innen. Das heißt im eigenen Team, dort wo Entscheidungen zur Zukunft der Arbeit und der Projekte getroffen werden, braucht man diese interreligiöse Ausrichtung. Ohne diese verliere ich eine wichtige Quelle und Inspiration. Womit ich auch zurückkomme auf meine vollkommen fehlgehende Annahme, man müsse nur Leute finden, die so denken wie ich. Neben der kompletten Selbstüberhebung zum Nabel der pädagogischen Welt, wird man diese erstens nicht finden (das liegt in der Natur der Sache). Man sollte es aber, zweitens, auch gar nicht erst versuchen, weil wir unserer Arbeit damit die wichtigste Entwicklungsquelle abschneiden. Aus der Veränderung zu einem interreligiösen Planungsteam ging schließlich das Tandem-Konzept hervor, zukünftig nur noch in interreligiösen Teams zu arbeiten. Dies hat zwei Effekte. Zum einen muss ich mich als Workshopleiterin voll auf meine Kollegin, meinen Kollegen verlassen können, zum anderen zeigt dieses vertrauensvolle Zusammenspiel den Jugendlichen beispielhaft, dass Zusammenarbeit nicht nur möglich, sondern extrem gewinnbringend ist. Unsere dritte Erkenntnis betraf die – vermeintlich notwendige – Trennung von Religion und Politik. Mit sturer Regelmäßigkeit haben wir uns auf ebendiese berufen.



Silke Radosh-Hinder

Dies war unser Rettungsanker, um den Bereich „Judentum – Israel – Politik“ in den Workshops bearbeiten zu können. Das war für die Anfangsphase sicherlich richtig, aber auf lange Sicht naiv. In großen wie in kleinen Bezügen funktioniert diese Trennung eben nicht so. Wir haben uns dann entschieden, das Thema doch anzugehen, diesmal aber richtig und mit Leuten, die etwas davon verstehen. Und siehe da, die Nahostworkshops haben

sich als zentraler und hoch erfolgreicher Bestandteil der Arbeit entwickelt.

Auf der Basis dieser Erkenntnisse konnten wir schon Tausende von Jugendlichen erreichen. Manchmal scheitert Gutes dann aber an den harten Realitäten wie mangelnden Fördergeldern und betriebswirtschaftlichen Notwendigkeiten, egal wie ambitioniert man in der Arbeit ist. Dies hat die

Arbeit des ersten Projektes getroffen, was ein bitterer Schlag war. Die Kraft und Wirkung, die von der begonnenen Idee ausging, war und ist aber so überzeugend, dass die Workshops bei Violence Prevention Network einen neuen Ort gefunden haben. Das erfolgreiche Team hat nun hier die Möglichkeit, die Gedanken der interreligiösen Bildung umzusetzen. Ich gehe davon aus, dass aus der Kooperation zwischen Kirchenkreis und Violence Prevention Network noch viel spannendere Projekte hervorgehen werden.

Interreligiös arbeiten als Kreisjugendpfarrerin im Kirchenkreis Berlin Stadtmitte

„Was denn für‘ne Fahrerin – Busfahrerin oder was?“ Das ist die Standardreaktion auf meinen Hinweis, dass ich eine Pfarrerin sei. Dieses Missverständnis bringt mich regelmäßig dazu, mich selbst und meine Rolle immer wieder unter die Lupe zu nehmen. Mit meiner Arbeit in der interreligiösen Bildung bin ich zur Grenzgängerin geworden – eine Rolle, die mir ausgesprochen gut gefällt, die aber auch ihre Tücken hat. Ich habe die Möglichkeit, permanent über den Tellerrand zu gucken, habe Einblicke in Berliner Schul- und Lebenserfahrungen, die vielen meiner PfarrkollegInnen gar nicht offen sind. Mit jedem Workshop, den ich mache, stoße ich auf meine eigenen Stereotypen und Vorurteile. Ich muss hart daran arbeiten, mich nicht dem Fluss des

gesellschaftlichen Mainstreams von Verachtung und Resignation über angeblich unveränderbare gesellschaftliche Verhältnisse hinzugeben. Gleichzeitig passiert viel mit meinen eigenen religiösen Überzeugungen. Im Spiegel der anderen kann ich wahrnehmen, wie schön meine eigene Religion ist, wenn die Jugendlichen einem mit Respekt und Offenheit begegnen. Doch gerade dieser letzten Bedingung „Respekt und Offenheit“ geht immer wieder harte Arbeit voraus. Neben allen Erfolgen gehört dieser Teil meiner Arbeit zur anstrengendsten Aufgabe meiner Tätigkeit überhaupt.

Die interreligiöse Bildungsarbeit hat meine Sicht auf die Welt nachhaltig geprägt. Veränderungen sind möglich, auch wenn die Chancen aufgrund der strukturellen Bedingungen oft begrenzt sind. Aber wir erleben Jugendliche, die im Schulsystem als abgeschrieben gelten und plötzlich über sich hinaus wachsen und uns mit ihrer Begeisterungsfähigkeit und Offenheit völlig überrumpeln. Wie zum Beispiel Yasmin.

Ich gehe mit einer Gruppe durch das Jüdische Museum. Gerade reden wir über die Bedeutung der Achsen im Untergeschoss, als sich Yasmin mit einem kurzen „Ich habe Lust, hier runterzurollen“ auf den zugegebenermaßen abschüssigen Boden zwischen dem „Garten des Exils“ und dem „Holocaustturm“ wirft und losrollt. Während ich sie erschrocken und wenig elegant vom Boden hochzerre, dämmert mir, dass sie viel

leicht mehr von den Achsen, vom Verlust des Bodens und jeglicher Orientierung verstanden hat, als ich es jemals in diesem Museum ohne sie getan hätte. Und wenn ich heute zur Moschee gehe, dann kann ich hinterher nicht nur über den Besuch sprechen, sondern vor allem mit (!) den Menschen, die ich dort treffe. Die Arbeit lohnt sich – in jedem Fall.

Silke Radosh-Hinder, Kreisjugendpfarrerin des evangelischen Kirchenkreises Berlin Stadtmitte, seit 2002 tätig in der interreligiösen Bildungsarbeit

** Ähnliche Workshops wurden von 2003 bis 2010 als Projekt des ev. Kirchenkreises gemeinsam mit der Jerusalemkirche – Forum für interreligiöse Bildung durchgeführt.*

Bei unserem ersten Workshop-Treffen sitzt Bilal ziemlich weit hinten. Mit verschränkten Armen und zurückgelehntem Oberkörper sendet er das klare Signal: Von Euch erwarte ich gar nichts. Ein bisschen angespannt laufen dann auch die ersten Treffen. Schließlich besuchen wir eine Keramikwerkstatt, wo die Jugendlichen ihrer Vorstellung von der in letzter Sekunde verhinderten Opferung von Abrahams/Ibrahims Sohn Gestalt geben sollen. Der breite Rücken von Bilal bleibt stundenlang über seinen Tisch gebeugt. Mit seinen großen Händen erschafft er einen filigranen verzweifelt ergebnen Ismael (Ibrahims Sohn), dem jede Regung seines Herzens in die zarten Linien seines Gesichts geformt ist. Hätten wir die Erzählung jemals so verstehen können, ohne diesen Ismael gesehen zu haben?

„Was fandest du besonders interessant an dem Workshop?“

Antworten der Schülerinnen und Schüler, Evaluation durch Feedbackbögen

Bei genauerer Betrachtung sind alle Religionen gleich.

Ich habe gelernt, dass die Juden gleiche Sitten wie die Moslems haben.

Dass wir die Moschee, das jüdische Museum und die Kirche besucht haben, das fand ich besonders interessant.

Ich fand das sehr schön, dass alles so spielerisch gestaltet worden ist und dass keiner die anderen Religionen ausgeschlossen hat.

Dass verschiedene Religionen so viele Gemeinsamkeiten haben.

Ich bin ziemlich froh endlich zu wissen, wie alles mit Palästina und Israel begann. Endlich mal jemand, der uns versteht.

Ich fand die Geschichten von Mohamed und Shemi sehr interessant.

Ich fand es toll, dass ein Israeli und ein Palästinenser zusammen arbeiten!

Ich fand super, dass wir unsere Meinungen frei äußern durften, der Vortrag von Mohamed und Shemi, und die ganze Information, die uns gegeben wurde. Die allerbesten drei Tage! Weiter so!! Und nochmal!

Die Trainer waren sehr nett.

Ich konnte alles von beiden Seiten betrachten.



Einzeltraining

Stefan nimmt sein Leben in die Hand

Nicht alle Jugendlichen, die im Wedding wohnen und bei MAXIME Wedding vorbeikommen, haben einen Migrationshintergrund. Ihre Biographien sind trotzdem meist sehr schwierig. So wie bei Stefan.

Er ist Einzelkind und lebt bei der Mutter. Seinen Vater hat er praktisch nicht kennengelernt. Er ist in einem Mietshaus aufgewachsen, in dem es nur Familien mit Migrationsgeschichte gab. Die Kinder aus dem Haus lauern ihm jeden Tag auf und verprügeln ihn. Über Jahre. Er ist immer das Opfer. Als seine Mutter mit ihm umzieht, bedeutet das für ihn einen Neuanfang und den Beginn seiner kriminellen Karriere. Er hat erstmals die Möglichkeit, sich mit anderen Kindern und Jugendlichen in einer Gang zu organisieren. Allerdings muss er jetzt mit der Gang mithalten. Kneifen oder Dinge in Frage stellen gibt es hier nicht. „Das war meine Chance, endlich nicht mehr Opfer zu sein. Ich habe gar keine andere Möglichkeit gesehen.“ Seine Schulnoten leiden unter dem kriminellen Lebensstil. Er fällt immer wieder durch Delikte auf. Seine Mutter ist zu dieser Zeit bereits im Alkohol- und Tablettenrausch versunken und kümmert sich

kaum noch um ihn. Stefan kommt ins Heim. „Heim ist Abschaum. Da wird unterdrückt und zurück unterdrückt. Da biste unter Psychopathen.“ Stefans Problem ist: Er wurde zu lange gedemütigt und geprügelt. Jetzt kann er Autorität nur sehr schwer akzeptieren.

Nachdem er mehrmals vor dem Richter gelandet ist, sucht Stefan sich eine WG und distanziert sich von seinen Kumpels. Und er beginnt ein Einzeltraining bei MAXIME Wedding.

Er will sein Leben selbst bestimmen und sich befreien von diesem Druck, den er immer spürt. Er hat jetzt klare Vorstellungen davon, wie sein Leben aussehen soll. Er will seinen Abschluss nachmachen und eine Ausbildung zum Mechatroniker. Andy Abbas und Chalid haben Stefan auf seine Gerichtsverhandlung vorbereitet. Der Richter wird die Strafe aussetzen, wenn Stefan das Training bei MAXIME Wedding zu Ende macht. Andy sagt: „Wenn Stefan kommt, hat er einen total harten Händedruck. Wenn er dann nach ein, zwei Stunden geht, ist er ganz weich.“

Nahost-Workshops – „Du bist der erste Israeli, dem ich die Hand gebe.“

Einblicke in einen Workshop mit Mohamed Ibrahim und Shemi Shabat

Tamer* ist Leiter der israelischen Delegation. Zunächst wollte er die Rolle nicht so gerne übernehmen „ich spiel doch keinen Juden“. Aber sein bester Freund hat ihm gut zugeredet. Jetzt findet Tamer es eigentlich ganz spannend, die Verhandlungen mit den Palästinensern beim UNO-Friedensgipfel zu führen, obwohl ihn sonst Politik nach eigenem Bekunden überhaupt nicht interessiert. Büsra ist die Vorsitzende der UNO und ruft die einzelnen Parteien hin und wieder streng zu Ordnung und Ruhe, was ihr sichtlich Spaß macht. Während Raed, Anführer der deutschen Delegation, sich noch mit der amerikanischen Delegation verständigt, wollen die Iraner unter der Leitung von Ömer endlich ihre Positionen vortragen. „Wir müssen den palästinensischen Staat schützen.“ Aber Politik ist ein zähes Geschäft. Auch das lernen die Schüler und Schülerinnen der Klasse 10 c einer Weddinger Oberschule in dem dreitägigen Nahost-Workshop.

Zuvor haben die Workshopleiter Shemi und Mohamed den Jugendlichen die verschiedenen Positionen im Nahost-Konflikt nochmal genau erklärt und auch einen politisch-historischen Abriss über die Entwicklungen der letzten einhundert Jahre gegeben. Die 25-köpfige Klasse besteht zur Hälfte aus Kindern mit arabischen Wurzeln, davon sechs PalästinenserInnen und zur Hälfte aus Kindern mit türkischen Wurzeln davon drei KurdInnen. Ein Junge hat eine polnische Migrationsgeschichte. Mohamed, von Haus aus Diplom-Politologe, erklärt ihnen die Lage der Juden, die im 19. Jahrhundert in Europa in Ghettos lebten, unter Ausgrenzung litten und Pogromen ausgesetzt waren. „Was würdet ihr machen, wenn ihr Juden wärt?“ Die SchülerInnen schauen nachdenklich drein. „Ich würde abhauen, und zwar schnell“, sagt einer. „Was?“, staunt ein anderer, „du bist doch da geboren, wo willst du hin?

Ich würde kämpfen!“ „Ich würde mich mit anderen Juden zusammentun und mich wehren“, schlägt eine dritte vor. „Genau diese Diskussion, die ihr gerade führt, führten die Juden damals auch“, erklärt ihnen Mohamed. Der interaktive Vortrag der beiden Trainer setzt unglaublich viel Energie frei, die die KlassenlehrerInnen immer wieder erstaunt. „Im Schulunterricht gibt es nicht annähernd so viel Aufmerksamkeit und Konzentration wie an den Workshopstagen. Manchmal arbeiten die sogar die Pause durch, weil es gerade so spannend ist. Ich lerne meine Schüler so nochmal ganz neu kennen“, staunt Frau Kuhlmann, die Klassenlehrerin.

Lauter Nahost-Experten

Meistens haben die Jugendlichen viel zum Thema beizutragen und die Trainer geben ihnen den Raum, ihre Geschichten zu erzählen. Berührend wird es vor allem dann, wenn sie den Krieg** aus eigener Anschauung kennen oder Angehörige verloren haben. Der unscheinbare Tarek mit den mittelmäßigen Noten wird so plötzlich zum Nahost-Experten, den sowohl MitschülerInnen als auch die Klassenlehrerin mit anderen Augen sehen können. Oder Berrin, die zum ersten Mal offen über ihre kurdische Herkunft spricht. „Ihr denkt immer nur, ich wäre PKK, aber kurdisch sein heißt noch viel mehr.“ Ein häufiger Grund, warum Lehrpersonal die Nahost-Workshops bucht, sind die massiven Vorurteile der Jugendlichen gegenüber Israel und den Juden. „Jude“ ist eines der häufigsten Schimpfwörter an Weddinger Schulen. Aber auch der türkisch-kurdische Konflikt ist in vielen Klassen ein Grund für Reibereien unter den SchülerInnen. „Unser Workshop ist daher immer auch ein Workshop über den Umgang mit Konflikten ganz allgemein“, sagt Shemi, Erziehungswissenschaftler und Soziologe. „Wenn wir merken,

da ist was am brodeln, können wir auch kurzfristig unser Konzept anpassen und über andere Konflikte oder einen Streit in der Klasse diskutieren.“ Konflikte, ob politisch, persönlich oder familiär, ähneln sich in vielerlei Hinsicht, z. B. was die Stufen der Eskalation und Deeskalation betrifft. Die Jungen und Mädchen lernen, dass man am besten einen Konflikt angeht, indem man kommuniziert, seine Bedürfnisse artikuliert und darüber spricht, was einen stört.

Tamer hat inzwischen auf dem Flipchart ziemlich überzeugend die Verhandlungsposition des Staates Israel skizziert. Er hat auch nicht versäumt, auf die historische Verantwortung der Staatengemeinschaft hinzuweisen und das Recht der Juden auf einen eigenen Staat. Ganz wie in der realen Politik hat er sich die amerikanische Delegation als Verbündete gesucht und auch an die Adresse der deutschen Vermittler schickt er den Appell der historischen Verantwortung. Shemi und Mohamed sind begeistert. „Die meisten schaffen es, sich sehr gut in ihre Rolle einzufühlen und spielen dann sogar überzeugend, obwohl sie die Positionen im Grunde ablehnen. Während sie spielen, verstehen sie plötzlich viel besser, worum es in dem Konflikt geht, wie komplex und vielschichtig die Situation tatsächlich ist und wo die Lösung liegen könnte.“ Doch auch die SchülerInnen sind begeistert. „Wir können unsere Meinung frei äußern und keiner hält sofort dagegen“, sagt Büsra. „Und wir haben die Möglichkeit, den Konflikt von allen Seiten zu betrachten. Das haben wir so nie gelernt.“ Ein Nebeneffekt des sogenannten Simulationsspiels ist es, dass die Jugendlichen das Präsentieren lernen, was ihnen wiederum bei ihrem Mittelschulabschluss von Nutzen sein wird.

Ein Israeli und ein Palästinenser in einem Team

Für die Jugendlichen ist es, mit all ihren Vorurteilen, die sie von zuhause mitbringen oder auf der Straße aufsammeln, eine kleine Sensation, wenn sich Shemi und Mohamed vorstellen und ihre Ge-

schichte erzählen. Shemi stammt aus einer Familie sogenannter Arabischer Juden, die in den fünfziger Jahren aus dem Irak nach Israel eingewandert sind. Sein Großvater war im Irak Rabbi und führte dort Beschneidungen und Schächtungen sowohl für Juden als auch für Moslems durch. In Israel wurden seine Erfahrungen und Befugnis vom eher europäisch geprägten Staat nicht anerkannt, wodurch er Schwierigkeiten bekam, eine Arbeit zu finden. Mohameds Eltern wuchsen in einem palästinensischen Flüchtlingslager im Libanon auf, dort ist er auch geboren. Mit vier Jahren konnte er mit seinen Eltern und seinen Geschwistern über die DDR nach Westdeutschland ausreisen. Ein Grund für die Eltern auszureisen, war der arabische Bürgerkrieg und der Konflikt zwischen Palästinensern und Israelis. „Hinzu kam, dass man es als Palästinenser im Libanon nicht leicht hat. Von vielen Berufen sind wir ausgeschlossen“, sagt Mohamed. Die Familiengeschichten der beiden Männer weisen viele Gemeinsamkeiten auf und geben die Situation im Nahen Osten auf eine sehr persönliche Weise wider. Zwei Erkenntnisse prägen die SchülerInnen nachhaltig, nachdem sie Shemi und Mohamed kennengelernt haben. Erstens, dass es möglich ist, dass Israelis und Palästinenser/Juden und Moslems zusammenarbeiten und gemeinsam etwas erreichen können. Und zweitens, dass es viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen den Religionen und den Kulturen gibt, als sie dachten.

Mohamed war bis zu seinem 18. Lebensjahr staatenlos, seit 1991 hat er einen deutschen Pass. Könnte er diese Workshops auch so gut machen, wenn er weniger Abstand zu Palästina und Libanon hätte? „Ich denke, nein. Meine Eltern haben mich zwar als Palästinenser erzogen, aber ich bin jetzt lange genug hier, um mich auch als Deutscher zu fühlen und die unterschiedlichen Positionen reflektiert zu betrachten.“ Shemi kam vor sechs Jahren nach Deutschland und hat bereits in Israel Erfahrungen mit politischer Bildung und Workshops gemacht, die den Nahost-Konflikt zum Thema haben. Als Israeli und Jude ist er derjenige im Team, der zu-



Shemi Shabat und Mohamed Ibrahim

nächst die Aufmerksamkeit und vor allem die Resentiments auf sich zieht. Wie die von Tamer, der zu Beginn des Workshops keinen Israeli spielen wollte, ja am liebsten nicht mal in einem Raum mit einem Juden sein wollte.

Bübra hat als Vorsitzende der UNO gelernt, wie schwierig es ist, die unterschiedlichen Positionen miteinander zu vereinbaren. Die amerikanische Delegation will wissen, „warum ihr Palästinenser immer sofort zum Terror greift“. Und Raed, der einen Deutschen gespielt hat, sagt, „ich verstehe jetzt, was die Shoah für die Juden bedeutet und warum sie so für ihren Staat kämpfen.“ Die Jugendlichen lernen, entgegengesetzte Standpunkte anzuhören und auszuhalten, aber auch eigene Argumente für ihre Position zu finden. Keine Meinung wird von vornherein ausgegrenzt. Was bedeutet diese Arbeit für die Trainer? „Ich kann hier etwas weitergeben, was ich zuhause gelernt habe“, sagt Mohamed.

„Nicht in Schubladen zu denken. Und authentisch zu sein, sich nicht zu verstellen. Das merken die Jugendlichen.“ Shemi lächelt. „Wir genießen das. Seit ein paar Jahren arbeiten wir zusammen und wir sind auch befreundet. An der Reaktion der SchülerInnen merken wir, dass wir sie motivieren. Und die SchülerInnen fühlen sich ernstgenommen. Das ist in der Schule nicht immer so.“ Am Ende des dritten Workshopstages kommt Tamer auf Shemi zu. „Du bist der erste Israeli, dem ich die Hand gebe.“ Am Ende umarmen sie sich.

* Alle Namen, mit Ausnahme die der Trainer, wurden von der Redaktion geändert.

** 2. Libanon-Krieg (2006)

Interreligiöse Workshops „Es gibt keinen Zwang in der Religion.“

Ein Praxisbericht von Bertram Reber

„In die Kirche oder ins Jüdische Museum - da geh' ich nicht rein!“ Das war die erste Reaktion der (muslimischen) Jugendlichen in unserem interreligiösen Workshop. „Mein Vater bringt mich um, wenn er davon erfährt“, erzählt eine Schülerin aufgeregt. Ein anderer pflichtet ihr bei: „Das ist haram, das dürfen wir Muslime nicht!“ Drei Tage Workshop sind geplant, ein buntes Programm mit einer Praxislerngruppe einer Weddinger Schule. Zehn Jugendliche im Alter von 15 und 16 Jahren, die im normalen Schulalltag nicht zu recht kommen und deshalb in einem speziellen Projekt zusammen sind, wo sie nur zwei Tage in der Woche gewöhnlichen Schulunterricht haben und an drei Tagen in verschiedenen Betrieben arbeiten und Praktikum machen. Zehn Jugendliche, die schon viel erlebt haben in ihrem noch jungen Leben. Und nun sind sie hier bei Maxime Wedding. Anhand der Namensbedeutungen der Jugendlichen kommen wir ins Gespräch - ein erster Einstieg ins Thema Religionen, haben doch viele der türkischen oder arabischen Namen der Jugendlichen bereits eine religiöse Bedeutung. Und es geht dabei immer auch um die eigene Lebensgeschichte. Im Laufe der Tage werden hinter den Stereotypen und Selbst-/Fremdzuschreibungen (als Muslim, Migrant, Weddinger etc.) einzelne Individuen erkennbar. Die Stimmung im Workshop ist gut,

das Eis ist gebrochen. Wir ermuntern sie, alle ihre Fragen, Befürchtungen, Ängste, Kritikpunkte zu äußern, dann wird das Gespräch am lebendigsten. Nach einem kurzen Film diskutieren wir kontrovers über die Rechte von Frauen/Mädchen und Männern/Jungen. Es geht um Konzepte wie Ehre und Stolz, um Angst vor Belästigung/Gewalt auf der Straße und um Sozialkontrolle.

An jedem Tag ist eine Exkursion geplant - wir beginnen mit dem Besuch einer Moschee, das ist für die meisten am vertraut und löst am wenigsten Ängste aus. Als wir an der Sehlik-Moschee ankommen, findet gerade ein Totengebet auf dem Gelände statt. Eine Schülerin beginnt zu weinen - ihr Bruder ist vor einigen Jahren ebenfalls hier beerdigt worden. Sie zündet am nächsten Tag in der Kirche eine Kerze an und motiviert die anderen, sich doch in die Kirche reinzuwagen. Alle bis auf eine Schülerin kommen mit rein. „Es gibt keinen Zwang in der Religion“, ist ein wichtiger Grundsatz im Islam, und auch im Workshop soll niemand zu etwas gezwungen werden. Trotzdem möchten wir einladen, auch die eigenen Grenzen zu überschreiten, in kleinen Schritten und so wie es für die Jugendlichen passt.

Am dritten Tag - es ist der Abschluss des dreitägigen Workshops - steht der Ausflug ins Jüdische Museum an. Alle Jugendlichen kommen erst mal

bereitwillig mit, doch dann am Eingang des Museums weigern sie sich, das Gebäude zu betreten. Wir diskutieren mit der Gruppe, zehn, fünfzehn Minuten lang. Der Guide vom Museum, bei dem wir die Führung gebucht haben, kommt dazu, doch wir finden keinen Kompromiss. Schließlich entlassen wir enttäuscht die Gruppe und unterhalten uns noch ein wenig mit dem Guide. Plötzlich, ein paar Minuten später, kommen alle Jugendlichen wieder zurück. Sie haben es sich anders überlegt, sie wollen doch ins Museum. Wir vereinbaren mit ihnen, dass wir nur so lange bleiben, wie es für sie o.k. ist. Wieder ein Meilenstein im Leben der Jugendlichen. Wieder ein mutiger Schritt, sich ein wenig zu öffnen. Wir bedanken uns anschließend bei den SchülerInnen dafür und sind selber tief bewegt. Ein kleiner Schritt ins Museum, aber ein großer Schritt für die Jugendlichen.



Bertram Reber arbeitet als Trainer für interreligiöse Bildung im Projekt Maxime Wedding

Interkulturelle Workshops – „Am Ende haben wir die alle lieb.“

Interview mit Andy Abbas Schulz und Nikoletta Schulz

Was wollt Ihr mit den Workshops in den Schulen erreichen?

Andy: Es geht zum einen um die Dialogfähigkeit zwischen den Schülerinnen und Schülern und zum anderen um die Dialogfähigkeit zwischen den Schülern und dem Lehrkörper und zwar vor allem dann, wenn sie einen unterschiedlichen kulturellen und religiösen Hintergrund haben.

Nikoletta: Außerdem geht es um die Verhinderung von weiterer Desintegration und Radikalisierung und das Auflösen von islamextremistischen Positionen. Das bedeutet den Abbau von Vorurteilen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft aber auch von Vorurteilen gegenüber dem Islam.

Wer hat Interesse an Euren Workshops?

Nikoletta: Wir stellen unser Projekt und das dahinter stehende Konzept immer wieder interessierten Gruppen vor, z. B. Lehrpersonal, Polizei, Sozialpädagogen, Schulpsychologen usw. In der Regel sind es dann Grundschulen oder Oberschulen, die sich für unsere Arbeit interessieren und die Workshops buchen. Manchmal auch Spezialprojekte, die sich z. B. speziell mit Schulverweigerern beschäftigen. Meistens sind es

schwierige Klassen, in denen es massive Probleme gibt.

Wie kann man sich so eine Klasse vorstellen?

Andy: Je nach dem sind in einer Klasse etwa 12 – 25 Schülerinnen und Schüler. Die meisten haben eine Migrationsgeschichte und einen muslimischen Hintergrund. Oft ist der Anteil an männlichen Schülern höher und das Lehrpersonal weiß nicht, wie es mit diesen Kindern umgehen soll. Standardprobleme sind: Respektlosigkeit gegenüber dem Lehrpersonal, mangelnde Disziplin, Diskriminierung von Andersgläubigen, Argumentation mit traditionellen Rollen- und Ehrkonzepten. Schwierige Biographien und starke Verhaltensauffälligkeiten sind auch nicht selten anzutreffen.

Wie läuft dann so ein Workshop ab?

Nikoletta: Es kommt darauf an, ob der Workshop nur einen Tag dauern soll oder ob wir an zwei oder drei aufeinander folgenden Tagen in die Schulen kommen. Darauf stimmen wir unser Programm ab. Was aber immer wieder auffällt, sind das Chaos und der Lärm, die in den Klassen herrschen. Das wandelt sich aber um in engagier-

te Teilnahme und Interesse am Unterrichtsgeschehen, sobald wir uns und unsere Themen vorgestellt haben.

Andy: Die Lehrerinnen und Lehrer geben uns immer eine sehr gute Rückmeldung, was die Aufmerksamkeit der Schüler und Schülerinnen betrifft. Sie ist meistens viel höher als im normalen Unterricht. Schüler, die sonst „null Bock“ auf Unterricht haben, sind plötzlich wissbegierig und aufgeschlossen.

Was glaubt Ihr, woran das liegt?

Andy: Das mag im Wesentlichen damit zusammenhängen, dass sich die Themen aus der kulturellen, sozialen und religiösen Identität der Schüler und Schülerinnen generieren. Wir beziehen die Vorkenntnisse der Kinder mit ein und präsentieren dann theologische Grundlagen des Islam und die muslimische Alltagspraxis in Verbindung mit Fragen der Ethik und dem friedlichen Miteinander sowie Parallelen zu anderen Religionen und Weltanschauungen. Auch die klassischen Themenschwerpunkte zu islamextremistischen Positionen werden von uns angesprochen und mit den Schülerinnen und Schülern analysiert, diskutiert und im weiteren Verlauf gemeinsam widerlegt.

Wie reagieren die Lehrkörper auf Eure Workshops?

Nikoletta: Die Pädagogen sind im Anschluss immer begeistert. Für sie ist es extrem wichtig, mit den Schülerinnen und Schülern gemeinsam islamextremistische Positionen in Frage zu stellen und alternative Sichtweisen zu diskutieren. Dass wir beide selbst Muslime sind, ist in ihren Augen essentiell, um das nötige Vertrauen für derart sensible Themen zu schaffen. Es erhöht die Wahrscheinlichkeit, die Jugendlichen in ihren teils vorurteilsbehafteten teils extremen Positionen zu erreichen und damit einen Perspektivwechsel und Dialogbereitschaft mit Andersdenkenden bzw. Andersgläubigen herbeizuführen.

Andy: Dass wir die Jugendlichen erreichen sieht man auch daran, dass sie nach der Pause immer pünktlich wieder in den Raum zurückkommen oder erst gar keine Pause machen wollen, weil sie die Diskussion gerade so spannend finden. Normalerweise ja undenkbar in der Schule. Die Lehrer sehen manchmal zum ersten Mal, dass ihre Schüler interessiert und neugierig mitmachen und in der Lage sind, dem Unterricht ohne Stören zu folgen.

Wie ist es für Euch, Workshops mit solch schwierigen Jugendlichen zu machen?

Andy: Ganz ehrlich? Manchmal kommt man in so eine Klasse und möchte dem einen oder anderen erstmal den Hintern versohlen, weil die so rotzfrech sind. Da kann ich die Lehrer und Lehrerinnen auch gut verstehen, dass die hin und wieder das Handtuch werfen wollen. Wenn man sich dann aber mit den Kids befasst, ihre Biographien kennen lernt und sich mit ihnen unterhält, dann merkt man, dass die was auf dem Kasten haben. Dann macht das plötzlich richtig Spaß, mit denen zu arbeiten.

Nikoletta: Was ich mitnehme aus den Workshops? Es sind ganz besondere Menschen und jeder Mensch ist liebenswert. Am Ende haben wir die alle lieb. Da können wir gar nichts gegen machen.



Andy Abbas Schulz



Nikoletta Schulz

Mitlesen

„Unter Druck biste doch wie ferngesteuert...“

Trainingsberichte, Interviews u.v.m. im Chance for Change Blog
www.chanceforchange.de

„Deswegen bin ich doch noch kein Rassist...!“

Gehen Sie menschenverachtendem Sprachgebrauch auf den Grund. Im Wörterbuch der Menschenfeinde.
www.violence-prevention-network.de/mediathek

Workshops

Alle Angebote finden Sie auf unserer Webseite

Spenden

Violence Prevention Network e. V.

Konto-Nr.: 111 88 00

Bank für Sozialwirtschaft

BLZ 100 205 00

Online spenden: www.violence-prevention-network.de

Impressum

V.i.S.d.P./Redaktion:

Cornelia Lotthammer

AutorInnen:

Cornelia Lotthammer, Silke Radosh-Hinder, Bertram Reber

Fotos:

Sebastian Ehlers (S. 1,19,23,24), Cornelia Lotthammer (S. 2,3,10,18),
Nikoletta Schulz (S. 3,8), Gino Santa Maria/fotolia.com (S. 4), Sven Klages (S. 5,21), dommy.de/photocase.com (S. 7), Goodshoot/
thinkstock.com (S. 12/13), tobeys/photocase.com (S. 14)

Satz/Layout:

netmedia Leipzig: Claudia Richardt, Dimo Gugutschkow
www.internet-verbundung.com

Druck:

flyeralarm

Kontakt

MAXIME Wedding –

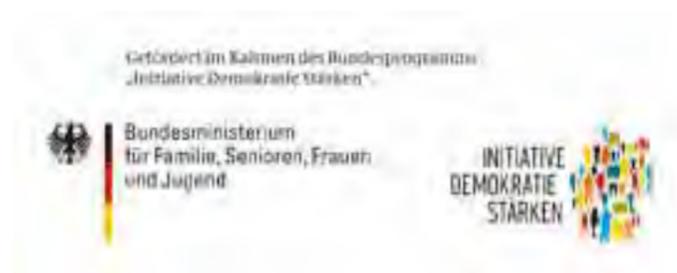
Interkulturelles Präventionsprojekt

Maxstraße 20, 13347 Berlin

Tel.: 030 544 677 79

Mail: wedding@violence-prevention-network.de

www.maxime-wedding.de





MAXIME Wedding - Netzwerk

Anfordern

Ausfüllen, abtrennen und einsenden

Per Fax: (030) 39 83 52 84

- MAXIME Wedding (Broschüre)
- Verantwortung übernehmen – Abschied von Hass und Gewalt (Broschüre)
- Angebote zur Gewaltprävention und Deradikalisierung (Broschüre)
- Jahres- und Wirkungsbericht Violence Prevention Network 2011
- Jahres- und Wirkungsbericht Violence Prevention Network 2012
- Interventionen – Zeitschrift für Verantwortungspädagogik

Name:

Adresse:

E-Mail:

Meine Nachricht: _____

Bitte fränkern

Violence Prevention Network

Alt – Moabit 73

10555 Berlin